

Wunderliches Amsterdam

Autor(en): **Suter, Gottlieb**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **14 (1938)**

Heft 36

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-754246>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Nein, fiel Max hastig ein, er lasse ihr ausrichten, daß er zu einer dringenden Sache weggemüßt habe, und daß er nicht genau wisse, wann er zurück sei. Jedenfalls aber in den nächsten Tagen. Bis dahin solle sie sich an Max halten.

«Das finde ich aber nicht nett von ihm», maulte Veronika.

«Ja, ja, die Welt ist schlecht», meinte Mulme und die beiden andern nickten bestätigend.

«Der Chef läßt Ihnen noch ausrichten», begann Max wieder, «Sie möchten immer hier im Garten und im Haus bleiben. Niemals ausgehen und mit keinem Menschen reden.»

«Das ist doch klar», sagte Veronika. «Sie müssen natürlich ebenso über die Geschichte dicht halten, hören Sie? Versprechen Sie das!»

Die drei gelobten feierlich, niemandem etwas davon zu erzählen, und Flimmerjakob setzte hinzu, daß er es noch nie im Leben mit einem Versprechen so ernst gemeint habe, wie mit diesem. Womit er sogar recht hatte.

*

Für Frau Knies hatte Veronika, die eine Neigung besaß, alle Leute ihrer Umgebung mit Spitznamen zu bedenken, die Bezeichnung «die Zwiebel» gefunden. Wo eigentlich — gelehrt gesprochen — das tertium comparationis zwischen Frau Knies und einer Zwiebel steckte, war unerfindlich. Wäre sie eine dicke, runde Person gewesen mit zwölf übereinandergezogenen Röcken und Unterröcken, wie das manchmal bei Bauernfrauen der Fall ist, dann hätte man Veronika die vielen übereinanderliegenden Schalen als Vergleichsobjekt zubilligen können. Wäre Frau Knies besonders scharf und bissig gewesen, hätte sie eine

zwiebelgelbe Gesichtsfarbe gehabt, hätte sie eine schlichte und verzeihliche Vorliebe für Zwiebeln gehabt oder hätte sie schlimmstenfalls gar übermäßig nach Zwiebeln gerochen, man würde die Bezeichnung «Zwiebel» begriffen haben. Aber nichts von dem Gesagten traf zu. Frau Knies, die die Portiers- und Hausmeisterdienste in dem Haus Oranienstraße 3 versah, war von mittlerer Statur, trug nicht mehr Unterröcke als landläufig üblich, daß nicht mehr Zwiebeln als jeder andere, sie hatte ein blasses, kummervolles, von unzähligen Fältchen durchzogenes Gesicht und war von gutmütiger, hilfsbereiter Wesensart. Das Seltsame jedoch war, daß wenn jemand von Frau Knies' Kriegsnamen «die Zwiebel» erfuhr, jeder erklärte, der Name treffe den bekannten Nagel auf den Kopf, und es sei noch nie ein Spitzname so deckend gewesen wie dieser. Schon wenige Wochen nach Veronikas Einzug in das Haus hatte sich die Bezeichnung allenthalben eingebürgert, und die Zwiebel selbst hatte sich, da sie Kummer gewohnt war, als erste damit abgefunden.

Die Zwiebel stand jetzt schon zehn Minuten lang vor Veronikas Tür und läutete. Sie mochte Veronika sehr gern und sie war nun schon seit einigen Tagen in Unruhe wegen des Mädchens. Was da im Blatt gestanden hatte von der rätselhaften Entführung, ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Da ging doch irgend etwas vor, darüber bestand für die Zwiebel gar kein Zweifel. Sie war auf's Schlimmste gefaßt, obwohl das noch nicht viel heißen wollte, denn das war bei ihr ein Dauerzustand. Seit dem vor sechzehn Jahren erfolgten Tod ihres Mannes war die Zwiebel ununterbrochen aus's Schlimmste gefaßt. Das mochte der Grund sein, weshalb sie, wenn etwas Ungewöhnliches eintrat, von stoischer Ruhe und Gelassenheit war. Hätte sie jetzt Veronika in ihrem Blut auf der Treppe liegend vorgefunden, so würde sie in

ergebenem Gleichmut wieder herabgestiegen sein und die Leute benachrichtigt haben.

Mit einem Seufzer, der keinen Zweifel darüber ließ, daß sie gegen die Schicksalsschläge dieser Welt längst gefeit sei, hing sich die Zwiebel jetzt ihr schwarzes, wollenes Tuch um die Schultern und machte sich auf den Weg zum Polizeipräsidium. Sie wußte noch den Namen des Beamten, mit dem Veronika vor paar Tagen zu tun gehabt hatte, und so ließ sie sich im Präsidium sofort zu dem Kommissar Lübbert verweisen. Wie eine schwarze Unglückskrähe stieg sie langsam, mit vielen Atempausen die Treppen hoch und klopfte dann an Lübberts Tür.

Drinne stand ein Mann, der von Lübbert mit gebieterischer Stimme strengste Bestrafung desjenigen, vorläufig noch unbekanntem Uebeltäters forderte, der ihm heute in der Nacht heimlich seine Wohnungstür von außen mit Draht verschlossen hatte, so daß er nach einstündigem vergeblichem Rütteln schließlich durchs Fenster einen Vorübergehenden nach einem Schlosser schicken mußte. Da der wütende Mann sämtliche, in vierzehn Partien zerfallende Bewohner seines Hauses gleichermaßen verdächtigte und außerdem auf der Stelle ein Exempel statuiert sehen wollte, war Lübbert noch eine Weile mit ihm beschäftigt, und die Zwiebel ließ sich still und mit bekümmertem Gesichtsausdruck, die Arme unter dem schwarzen Umhang verschränkt, auf einem Stuhl nieder.

Als Lübbert endlich den wild gestikulierenden Freiheitsberaubten hinauskomplimentiert hatte, wandte er sich an die bescheiden in einer Ecke sitzende Frau.

Die Zwiebel erhob sich und sagte mit ruhig-gleichmäßiger Stimme: «Es ist ein entsetzliches Unglück passiert, Herr Kommissar.» (Fortsetzung folgt)

Wunderliches Amsterdam

VON GOTTLIEB SUTER

Vom Fischerdorf zur Großstadt mit achtmalhunderttausend Einwohnern ist ein langer Weg; ein gutes Jahrtausend war nötig, um ihn zurückzulegen. Die frühesten Spuren sind verwischt und erst aus späteren Jahrhunderten existieren noch Zeugen, die in die Gegenwart herübergrüßen, die erzählen, wie es einmal gewesen ist und die etwas verschoben und wunderbarlich in der neuen Zeit stehen, verschoben und wunderbarlich, wie sich alles Alte in neuer Umgebung und unter neuen Verhältnissen ausmacht. Von einigen dieser Wunderlichen sei hier die Rede.

Die Straße der Kälber.

Im Stadtplan von 1554, darstellend «de vermaerde (berühmte) Koopstad Amstelredam, gekonkerft met allen zynen wateren, bruggen, straeten, kercken, klosteren, huizen, toorens, poorten en mueren», in dieser «afbeeldinghe», die der «schilder in der schryvende handt Cornelius Anthonizon» mit minutiöser Sorgfalt gezeichnet, koloriert und selbst verkauft hat, ist sie schon, als ein von spitzgiebeligen Häusern eingesäumtes Band, mit «de Kalverstraat» eingezeichnet. Von einer «poort», einem befestigten Tor in der Stadtmauer, führte sie nach der «Plaets», dem großen Platz vor dem Stadthaus, und so verläuft sie noch heute: von der «Münt», der ehemaligen Münze, zum Damm, wo nun das königliche Palais steht.

Auf dem Platz vor dem «poort» verkauften die Landleute den Städtern ihre Schafe, ein Stück in die Straße hinein stellten sie ihre Ochsen zum Verkauf und noch weiter in der Straße — gegen das Stadthaus — handelten sie mit Kälbern. Die Kälber nun scheinen in der Mehrzahl gewesen zu sein, denn nach ihnen ist die Straße benannt.

Während aber Schafe, Ochsen und Kälber schon im 17. Jahrhundert aus der Straße auf neue Marktplätze getrieben und andere Waren in ihr gehandelt wurden, behielt sie doch all die Jahrhunderte hindurch ihren Namen und weder die Ochsen, noch berühmte Persönlichkeiten aus Politik, Wissenschaft oder Kunst, die sonst so wohlklingende Straßennamen abgeben, erreichten, daß die Straße ihnen zu Ehren umgetauft worden wäre. Selbst der Versuch, den Namen der Straße von dem weniger profanen Kalvarien, in Anlehnung an stattgefundenen Prozessionen, abzuleiten, mißlang, und wenn die Jugend foppend nach der «Kuhkinderstraße» fragt, so hat sie nichts anderes im Sinn, als eben die Kälberstraße, de Kalverstraat.

Diese Straße ist keinen Kilometer lang und auch heute noch das Zentrum von Amsterdam. Die Koffheuzen, die Schankstuben, in denen nach der Vertreibung des

Viehs mit aller Welt Gütern gehandelt wurde, die Logementen, in denen die Handelsleute aller Nationen abstiegen, sind verschwunden. Die Wirtschaft, in der unter anderem Hab und Gut des Konkursiten Rembrandt aus der Joodenbreestraat unter den Hammer gebracht und versteigert wurde, steht nicht mehr, und seit langem ist die von Rembrandts Zeit- und Zunftgenossen Aerts van der Neer betriebene Gaststätte eingegangen. Nichts zeugt mehr von dem «Franzischen Koffiehus», in dem das Comité revolutionnaire tagte, um die Batavische Republik vorzubereiten, die mit Liberté, Egalité und Fraternité der großen französischen angeschlossen war. Die Straße ist nicht mehr die Börse, wo die Aktie Triumphe feierte, auf- und abschnellte, wo die Spekulation Vermögen fraß und neu bildete. Die Häuser sind größtenteils moderne Bauten geworden, die «Koffheuzen» sind nun mit «Restaurant» bezeichnet, die «Logementen» nennen sich «Hôtel» und die Börsianer sind aus der Straße in ein eigenes, großes Haus gezogen, von wo aus der Welt ihre Stimmung mitgeteilt wird: ob sie gedrückt, lebhaft oder flau ist.

Die Kalverstraat ist in der Hauptsache eine «winkelstraat», was aber nicht dem etwa verächtlichen Winkelgässchen unserer Sprache gleichzustellen ist. «Winkel», das ist der «Laden» des Holländers, und so reiht sich denn Schaufenster an Schaufenster, Laden an Laden in der Kalverstraat, wo man alles kaufen kann, was man nötig und nicht nötig hat. Neben den Verkaufsstellen für Bedarf und Luxus — auch ein paar Geschäfte der Illusion: Kinos, und dazwischen mal — überraschend und unvermutet — eine breite, hölzerne Türe, der Eingang einer Kirche. Nur diese einfache und schlichte Türe verrät die Anwesenheit eines geheiligten Raumes, zwischen den vielen unheiligen Gebäuden, die mit Ausstattung und Reklame den Passanten locken und blenden, wie das die Restaurants, Hotels, Kinos und Läden in hundert anderen Straßen, von hundert anderen Städten auch tun.

Die schmalste aller weltstädtischen Hauptstraßen — denn das muß sie angesehen werden — ist wohl die Kalverstraat. Sie ist nicht breiter geworden, seit sie der «schilder in der schryvende handt» gezeichnet hat. Der Fremdling, der am weniger belebten Vormittag durch diese Straße trudelt, wird bald von einem Polizisten mit «Rechts loopen!» begrüßt, wenn er aus Unwissenheit verkehrt läuft. Am Nachmittag, und noch deutlicher am Sonntagnachmittag, sieht er die Notwendigkeit und Nützlichkeit dieser Verkehrsziehung von selbst ein. Da schiebt und drängt sich eine unabsehbare Menge in diesem engen Straßenschlauch, von der «Münt» zum Damm und zurück, «rechts loopend», mit keiner andern Absicht, als eben in dieser Straße — aller Enge zum

Trotz — längs den ausgestellten Herrlichkeiten zu spazieren.

Die Kalverstraat ist die Straße des Fußgängers. Hier herrscht er, der sonst Gehetzte, absolut über Trottoir und Fahrbahn, auf der keine Straßenbahn klingelt und rattert, wo Auto und Motorrad nur ein — im Sens unique — geduldetes Dasein führen. Sie sind selten, weil sie es vorziehen, dieses Straßestück zu umfahren, in dem der Fußgänger das Tempo diktiert und nur zögernd auch noch so vielen ungeduldrigen Pferdekräften Platz macht. In der Kalverstraat gehen sogar die Autos quasi zu Fuß; der Hastige wird zum Schlendrian, der Choleriker muß sich dem Tempo des Phlegmatikers unterwerfen, der Linkeste muß «rechts loopen», und wer in Holzschuhen, den holländischen «Klomp» geht, ist am sichersten, nicht auf die Hühneraugen getreten zu werden. Man mache sich nun aber nicht die falsche Vorstellung, daß es nur so klappre von den vielen bäuerlichen Holzpantinen; sie sind so selten, wie die tessinischen «Zoccoli» in der Zürcher Bahnhofstraße, wenn auch die Straße immer noch die alte Kälberstraße ist und «Kalverstraat» heißt.

Ein altes Gäßchen.

Klöster, Klöster, Klöster! Hier eines der Magdalena geweiht, hier ein anderes der Anna, links eines für Frauen, rechts eines für Männer, da ist die Clara Schutzpatronin, ein Stück weiter die Maria, Kloster an Kloster; erst eines — das der alten Nonnen, dann ein zweites — das der neuen Nonnen, dann wieder ein neues und noch eines und noch eines, bis auf kleinem Raum elf Frauen- und ein Männerkloster beisammenstehen. Warum so viel geistliche Siedlungen von Frauen in dieser Stadt? Warum der Männer so wenige? Starben sie eines frühen Todes?

Da beten fünfzig Nonnen und dort beten achtzig — und zwischen fünfzig und achtzig bewegte sich die Belegschaft all dieser frommen Anstalten. Sie betrieben steuer- und abgabefrei mancherlei Gewerbe, als Hauptgewerbe aber zelebrierten sie Messen, Früh- und Spät- und Mitternachtsmessen, sangen im Chor, beteten in den Kirchen, Kapellen und Zellen. Wie in einer industrie-reichen Gegend Tag und Nacht die Schloten rauchen, so stiegen hier Tag und Nacht Gebete zum Himmel.

Es mag einem, der damals diese Konzentration der Frömmigkeit durchwandelte, gegangen sein, wie es heute einem geht, der an einem sommerlichen Tag durch eine volkreiche Straße wandelt: Er kann zu bestimmten Stunden Radiomusik hören, von der ihn aus jedem Fenster ein paar Takte erreichen, und wenn er ans Straßen-

ende kommt, hat er das ganze Musikstück abgeschrieben. Ähnlich erschollen wohl auch in diesem Klosterviertel heilige Gesänge und Gebetsgemurmel ohne Unterbruch.

Ein Spaßvogel sagte zu seinem Kameraden im 16. Jahrhundert: «Weißt wie es hier heißt? Nein? So schau denn um dich in die Runde und hör in der Runde, hier ist Gebet ohne Ende!» Der Ausspruch blieb, der Spaß wurde Bezeichnung, und als die Gebete längst verstummt waren, als die Beter und Beterinnen aus der klösterlichen Enge ins Weite vertrieben wurden, als die Klöster nicht mehr Klöster, sondern niedergegrissen oder anderen Zwecken dienstbar gemacht waren, da blieb ein kleines Straßenstück, ein dunkles, enges Gäßchen, unscheinbar und kaum beachtet, in der Gegend, das heute noch offiziell und auf blauer Emailletafel benannt ist: «Gebetzonder end».

Der Jordaan ist nicht der Jordan.

Ein Spaziergang zum Jordaan gehört — allen anders lautenden Berichten zum Trotz — zur ungefährlichsten Sache von der Welt. Kein fanatischer Araber lauert im Verborgenen, um den jüdischen Ansiedler abzuknallen, kein englisches Kakhhi bemüht sich mit Tanks und Maschinengewehren Ruhe und Ordnung zu schaffen, und die englischen Minister wären sicher froh, es herrschte um den Jordan herum dasselbe emsige und friedliche Treiben, wie im Jordaan, einem Stadtviertel von Amsterdam. Dieser Jordaan hat also nichts mit dem umstrittenen heiligen Land zu tun und auch der Name ist nicht gewählt zur Erinnerung an jenen palästinensischen Fluß, in dem der eifrige und asketische Johannes seine Gläubigen taufte.

Als die Niederlande die spanische Herrschaft abgeschüttelt hatten und Amsterdam rasch an die Spitze der seefahrenden und handeltreibenden Weltstädte klomm, als die holländischen Schiffe stolz und frei nach allen Meeren fuhren und die Kolonien in Besitz genommen und die Handelsgesellschaften zu ihrer Ausbeutung gegründet wurden, als der Gewinn dieser Gesellschaften enorm und die Bevölkerung der Stadt in bisher unbekanntem Tempo zunahm — mußte die Stadt sich über ihren alten Umfang hinaus neuen Wohnraum schaffen. Rasch waren die Bleichfelder und Gärten im Westen vor der Stadt mit Häusern überdeckt, von sauberen Geraden durchschnitten, von einem Netz von Straßen, Querstraßen und Kanälen.

Namen? Was lag näher, als die neuen Wege nach den Kindern der Flora zu taufen, die einmal auf dem Grund gediehen, über den sie liefen? So erhielten die Vertriebenen ein Denkmal und lebten symbolisch weiter als

Rosen-, Lilien-, Nelken-, Veilchen-, Lorbeer-, Linden-, Palmstraße und Gracht und noch einmal als erste, zweite Rosen-, Nelken- usw. Querstraße. Eine Blumengracht ist da und eine Blumenstraße mit zwei Blumen-Querstraßen und natürlich auch eine Baumstraße, der auch wieder zwei gleichnamige Querstraßen beigefügt sind.

Das neue Quartier füllte sich nicht nur mit Häusern, es füllten sich auch die neuen Häuser mit Bewohnern. Selbst Richelieu im fernen Frankreich sorgte für Zuzug, denn große Teile der von ihm bekämpften Hugenotten kamen als Refugiés um Zuflucht und Schutz nach Amsterdam und wurden Bewohner des neuen Viertels der freiheitlichen Stadt. In jener Zeit soll das Quartier zu seinem Namen gekommen sein. Ganz einig sind sich die Historiker zwar nicht, aber allgemein ist die Annahme, daß «Jordaan» auf das französische «Jardin» zurückzuführen sei. Einmal erinnern schon die Pflanzennamen an die früheren Gärten, dann aber haben schon die Franzosen in dem Viertel einen «Jardin» unterhalten, wo sie sich zum geselligen Beisammensein trafen. Kam nun ein neuer Flüchtling und forschte nach seinen Landsleuten, so brauchte er nur nach dem «Jardin» zu fragen und der biedere Amsterdamer mag gefragt haben: «De Schordähn? De Jordähn?» Den Rest der Auskunft erteilte die lange Tonpfeife, mit der er in die Gegend wies, wo der französische Garten lag, der langsam vom «Jardin» via «Schordähn» und «Jordähn» zum «Jordaan» entartete.

Wo wird in Amsterdam der Käse gehandelt?

Alkmaar hat einen Käsemarkt und Amsterdam eine Käsebörse. Berühmt und bekannt — auch unter denen, die nicht gerade mit Käse zu tun haben — ist nur der Käsemarkt von Alkmaar. Ihn besuchen alljährlich viele Fremde, die dem für sie unterhaltsamen Spiel mit den Edamer Käsepyramiden zusehen, die zu Pyramiden aufgestapelt, geprüft, gekauft und verkauft, gewogen, getragen und geladen werden. Für die Männer in Weiß mit den farbigen, breitkrempigen Hüten ist es kein Spiel, sie haben von Berufs wegen mit dem Käse zu tun, den sie auf buntbemalten Bahren zu Schiffen oder Autos tragen, wenn Käufer und Verkäufer (nicht in Weiß) einig geworden sind, wenn der zustimmende, kaufabschließende Handschlag gewechselt ist. Die Männer in Weiß vertreiben keinen von denen, die nur neugierig herumstehen.

Während sich alles vor und in dem altertümlichen Waagegebäude abspielt, der Waageraum offensteht und die großen Käsewaagen sehen läßt, während oben die Reiter der Turmuhr jede Stunde zum Turnier aus-

ziehen, von blasenden Herolden begleitet und das Glockenspiel jede Viertelstunde einen Teil seines Musikstücks und mit dem Stundenwechsel den ganzen Choral unter die Marktgeräusche mischt, während sich auf diesem Käsemarkt in Alkmaar die nur am Getriebe Interessierten ungehindert unter den am Käse Interessierten bewegen können — ist die Käsebörse von Amsterdam eine Sache, die sich im stillen und zurückgezogen abspielt, eine reine Gildenangelegenheit, bei der die Käufer und Verkäufer mit dem Käse unter sich sind und es auch bleiben wollen. Das Reglement sagt denn auch rundheraus, daß Zuschauer und solche, die nur um der Neugier und eines Schwatzes willen kommen, keinen Zutritt haben, selbst wenn sie sich eine Käuferkarte zu verschaffen wußten. Sie können sich, da «sie nicht als Käufer betrachtet werden», eine Verkäuferkarte erwerben, und die kostet eine Kleinigkeit von 30 bis 120 Franken, dafür ist sie aber auch ein ganzes Jahr gültig!

Während in Alkmaar jedes kleine Kind den Weg zum Käsemarkt, dem Stolz und der Attraktion des Städtchens, weisen kann, geht an der Käsebörse von Amsterdam mancher vorüber, ohne zu wissen, daß sie da ist, wo sie ist. Selbst wenn man ihm das Gebäude anweist, wird er nur ungläubig die Achseln zucken, denn die schmalen, hohen Rundbogenfenster mit den steinernen Totenköpfen lassen nur eine Schlussfolgerung zu: Hier ist eine Kirche. Richtig geraten. Und eben in dieser Kirche ist die Käsebörse!

Es ist natürlich nicht so, daß wochentags Käse gehandelt und sonntags Kirche gehalten würde, daß abwechselungsweise sich die Bänke mit Käseläuben und wieder mit Menschenleibern füllen würden, nein, diese Kirche war einmal Kirche. Nun stehen keine Bänke, keine Kanzel und keine Kultgeräte mehr in dem Raum, es wird nicht gebetet, nicht gesungen und nicht zelebriert, es wird nur mit Käse gehandelt. Zwischen den alten Säulen stehen ein paar hölzerne Tischchen, darauf ein paar Laib Käse, ähnlich unserem Emmentaler, liegen. Nichts von der massalen Anfuhr von Alkmaar, keine Kugelpyramiden, keine weißgekleideten Handlungsdienner. Hier wird nicht gewogen und nicht geladen, hier wird nur geprüft und gekostet von den Mustern, die auf den Tischen liegen. Ebensovienig wie die Zuschauermassen kommen die Käsemassen hier hinein. Es sind nur Abgesandte aus den Magazinen, auserwählt, an die Börse zu gelangen, exklusiv, wie die echten Käufer und Verkäufer, die um sie herumstehen.

Der Unterschied aber zwischen dem heutigen Treiben in diesem Raum und dem, das sich in früheren Zeiten einmal darin abspielte, ist größer als das, was diese Börse vom Markt in Alkmaar unterscheidet!



Hautmüdigkeit stand ihr vor dem Glück.....

Sie wurde davon befreit - und heiratete
den Mann ihrer Träume.



LUX TOILETTE-SEIFE beseitigt Hautmüdigkeit, jenes durch die Einflüsse von Witterung und Beruf bedingte Schlafwerden der Haut. Der milde LUX-Schaum reinigt und belebt den Teint und erhält ihn jugendfrisch. Erst warm mit Seife waschen, dann kalt spülen.

50
CTS.



LUX TOILETTE-SEIFE